

Erfahrungsbericht von Fabian Löhe  
bei „The Philadelphia Inquirer“ (2008)

„You hit the ground running“, sagte mein Betreuer bei „The Philadelphia Inquirer“, als ich an meinem zweiten Arbeitstag meinen ersten Artikel für die Zeitung schrieb. Selten zuvor, so versicherte er mir, habe ein Stipendiat so schnell seinen ersten eigenen Artikel veröffentlicht. Dass die Zeitung von Anfang an so zufrieden mit mir war, lag sicher auch daran, dass ich umgekehrt genauso glücklich mit der Wahl meiner Gastredaktion war.

Für meine allerersten zwei Tage hatte mein persönlicher Betreuer im Halbstundentakt Meetings mit den verschiedenen Managing Editors organisiert – vom Chefredakteur über die Leiter des Editorial Boards und der Feature Section sowie des Business Desks bis hin zur Chefin des Auslandsressorts und dem Leiter der Regionalausgaben. Alle Kollegen nahmen mich extrem offen auf, und ich hatte vom ersten Tag an das Gefühl, ein vollwertiges Mitglied der Redaktion zu sein. Die Gespräche mit den Kollegen waren erfrischend, inspirierend und haben mir neue Sichtweisen aufgezeigt.

Unglaublich beeindruckend war auch der Newsroom des „Inquirer“: Die komplette Etage, in der früher die Druckmaschinen standen, dient heute den Mitarbeitern als Großraumbüro. Von der Decke hängende Fahnen mit Aufschriften wie „Business“, „Online“, oder „National“ erleichtern die Orientierung. Durch die Unterteilung des Raums in klassische Einzelboxen für jeden Reporter habe ich mich beim Arbeiten überaus wohl gefühlt. Auf diese Weise gab es so viel Kontakt zu den Kollegen (von denen übrigens erstaunlich viele Deutsch sprachen) wie möglich und gleichzeitig so viel Ruhe für die eigene Arbeit wie nötig. Interessanter Weise gab es jedoch keine Redaktionskonferenzen im herkömmlichen Sinn, sondern lediglich zwei tägliche Planungskonferenzen, an denen nur die Ressortleiter teilnahmen.

Mein Gastressort konnte ich nach den zwei Orientierungstagen völlig frei wählen. Um möglichst viel „Shoe-Leather-Reporting“ machen zu können, entschied ich mich für die City Section, schrieb jedoch auch für den Regional Desk und die Business Section. Durch dieses Arrangement konnte ich mich richtig entfalten: Es war mir möglich, „meine“ Themen frei zu wählen, und ich konnte dabei so tiefgehend recherchieren, wie selten in meiner bisherigen Berufslaufbahn.

Fast alle meiner insgesamt sieben Artikel druckte die Zeitung entweder als Aufmacher der jeweiligen Section oder in zwei Fällen sogar auf der Titelseite. Stellvertretend möchte ich die Artikel über den demokratischen Vizepräsidentenskandidaten Joe Biden, die Kleinstadt Centralia und die Amish kurz erwähnen: Nachdem die Demokraten immer wieder betont hatten, wie sehr Biden ein „average Joe“ geblieben sei, weil er jeden Tag von Washington nach Hause mit dem Zug pendelt, entschied ich mich, dieser Behauptung auf den Grund zu gehen: Ich nahm „seinen“ Zug und entdeckte, dass er ironischer Weise gerade wegen seiner Kandidatur nicht mehr nahe an die Menschen herankam. Ohne die logistische und finanzielle Unterstützung der Redaktion (der Zug war sehr teuer), hätte ich die Wahlkampfparole nicht als solche offen legen können.

Bei der Kleinstadt Centralia handelt es sich um einen Ort, unter dem seit Jahrzehnten ein Minenfeuer glüht. Bis auf eine handvoll Einwohner wurden mit der Zeit alle Menschen evakuiert. Über die Geisterstadt hatten die Reporter natürlich zu Genüge berichtet. Doch wie das amerikanische Journalisten-Sprichwort sagt: „There’re no new stories – only new

reporters.“ so fand ich heraus, dass das Dorf nun gegen den Willen der Bewohner zur Touristenattraktion wurde. Ebenso wie die Biden-Geschichte konnte ich auch diese Reportage für mein Heimatmedium umsetzen. Allerdings mit einem völlig anderen Dreh, was mir die Unterschiede des US- und des deutschen Journalismus vor Augen führte. Natürlich musste ich dem deutschen Leser viel mehr erklären, aber auch sprachlich und strukturell schrieb ich ganz anders. So erscheint mir der US-Journalismus heute direkter, schneller und schnörkelloser.

Der Artikel über die Amish handelte davon, dass diese von den Amerikanern oft als rückständig wahrgenommene, Bevölkerungsgruppe in Wahrheit führend ist, wenn es um die Nutzung von Solarenergie geht. Für diese Reportage gab mir der „Inquirer“ eine Woche Zeit, die ich auch wirklich brauchte. Erst nach mehrmaligen Besuchen schenkte mir die sonst sehr zurückgezogen und medienscheu lebende Gemeinschaft ihr Vertrauen. Letztlich fand die Chefredaktion den Artikel so gut, dass sie ihn auf die Titelseite setzte. Auch andere Redaktionen fanden daran Gefallen: Die Geschichte wurde von drei Zeitungen – darunter dem „Hartford Courant“ – wortgetreu nachgedruckt.

Aufgrund des hohen Rechercheaufwands hatte ich den Eindruck, eigentlich eher Magazingschichten zu schreiben. Dazu gehört auch, dass sich ein Editor mit mir zusammensetzte, um den Text zu besprechen und geringe Veränderungen vorzunehmen. Danach ging der Text noch mal zum Fact-Check, was ich als große Bereicherung empfunden habe. Beeindruckt hat mich auch, dass die Zeitung trotz des andauernden Personalabbaus noch immer das Investigative Team mitunter Monate an einer Story arbeiten lässt. Und selbst die Online-Redakteure kopieren nicht einfach Agenturtexte auf die Website, sondern schicken Reporter zu Ereignissen vor Ort.

Dass eine Agenturmeldung einfach nur umgeschrieben wurde, war allenfalls im Auslandsressort denkbar. Das hängt damit zusammen, dass die Zeitung über die Jahre ihre Auslandskorrespondenten aus Städten wie Berlin, Jerusalem und Peking abziehen musste. Viele Reporter waren darüber sehr unglücklich. Zeigt es doch, wie sehr die Zeitung wirtschaftlich unter Druck geraten ist – vor allem durch die Verlagerung von Anzeigen ins Internet. Um Kosten zu sparen wurden während meiner Zeit beim „Inquirer“ Pläne bekannt, dass Teile der Redaktion (etwa die Copy Editors) mit dem Boulevard-Schwesterblatt „Daily News“ zusammengelegt werden könnten.

Der sich verstärkende Personalmangel hat mir jedoch viele Möglichkeiten geboten, mit eigenen Artikeln im Blatt gedruckt zu werden. Im Nachhinein hätte ich gerne sogar noch mehr für den „Inquirer“ geschrieben. Doch mehrfach bin ich als „Diener zweier Herren“ in Interessenskonflikte geraten und musste abwägen zwischen der Arbeit für mein Heimat- oder mein Gastmedium. In den meisten Fällen habe ich mich aber für den „Inquirer“ entschieden.

Für FOCUS Online habe ich hauptsächlich über den Wahlkampf der Präsidentschaftswahlen berichtet. Es gelang mir auch, mit dem Bürgermeister Philadelphias und einflussreichen Demokraten-Politiker, Michael Nutter, ein längeres Interview zum Wahlkampf zu führen. Ich berichtete unter anderem über Barack Obamas Redenschreiber, seinen Online-Wahlkampf oder die Benennung der Vizepräsidentschaftskandidaten Joe Biden und Sarah Palin. Als besonders wertvoll habe ich es empfunden, dass ich in dem „Swing State“ Pennsylvania mehrfach die Möglichkeit hatte, beide Kandidaten und ihre „running mates“ auf Wahlkampfveranstaltungen „live“ zu erleben.

Meiner Heimatredaktion habe ich viele Hintergrundinformationen liefern können, die ich nur vor Ort sammeln konnte. Oft viel mir die Einordnung der aktuellen Nachrichten durch die

Diskussionen mit Reportern des „Inquirer“, die teils auf jahrzehntelange Erfahrung in ihren jeweiligen Fachgebieten zurückgreifen, wesentlich leichter. Insgesamt hat meine Berichterstattung aus Philadelphia mein journalistisches Feingefühl für Äußerungen und kleine Gesten im US-Wahlkampf enorm geschärft – wovon ich noch heute profitiere.

Auch privat habe ich mich in Philadelphia sehr wohl gefühlt. Schnell fand ich Freunde, mit denen ich das kulturelle und das Nachtleben Philadelphias entdeckte. Ich erkundete das Umland der Stadt und besuchte alte Freunde, etwa in New York. Regelmäßig tanzte ich auf Tango- und Salsa-Abenden, bei denen ich Menschen nicht nur aus unterschiedlichen Gegenden der USA, sondern aus ganz verschiedenen Teilen der Welt kennen gelernt habe. Kollegen aus dem Büro haben mir darüber hinaus mit vielen guten Ausgehtipps zur Seite gestanden, Karten für ein Baseball-Spiel organisiert oder mich zum Abendessen zu sich nach Hause eingeladen. Einer der Reporter hat mich sogar bei sich wohnen lassen. Schon jetzt freue ich mich auf seinen „Gegenbesuch“ bei mir in ein paar Wochen, wenn ich mich für die vielen Gefallen im alltäglichen Leben revanchieren kann.

Nach zwei Monaten ist es mir sehr schwer gefallen, die Stadt und die Zeitung zu verlassen. Ich hatte mich in dieser kurzen Zeit so gut eingelebt, dass mich „The Philadelphia Inquirer“ am liebsten da behalten hätte. Deputy Managing Editor Vernon Loeb lud mich zum Essen ein und schrieb mir in einer E-Mail, dass ich einen neuen Standard für Stipendiaten gesetzt habe. Und Managing Editor Mike Leary setzte ein Empfehlungsschreiben für mich auf, in dem es heißt: „The Inquirer has hosted dozens of foreign journalism fellows during the past 20 years, but Fabian Loehe may have made the largest contribution to the paper during his brief tenure.“

Leider steht der „Inquirer“ finanziell so unter Druck, dass er keine weiteren Stellen schaffen kann. Trotzdem möchte ich versuchen, künftig andere Möglichkeiten zu nutzen, um häufiger auf Englisch journalistisch zu publizieren. Ich danke dem IJP für die großartigen Erfahrungen, die ich durch das Burns-Stipendium gemacht habe. Denn der Austausch hat mich beruflich und persönlich unglaublich bereichert.